

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

281 (2.12.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 59

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 59. Karlsruhe, Montag den 2. Dezember 1907. 27. Jahrgang.

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme. (Nachdr. verb.)

Die Kranke bestand darauf, daß er ihren Wunsch erfülle. Betroffen gehörte der Künstler, er sandte aber nicht nach dem Bürgermeister, sondern nach Assessor Ulrich, der, wie er ja wußte, die Untersuchung führte. Unruhig schritt er dann auf und ab — was konnte seine Frau dem Gerichtsbeamten zu offenbaren haben? Wußte sie denn etwas von der Sache? Er blinzelte sie angstvoll an, ihr Auge erschien so klar, so ruhig; ein fester Entschluß sprach daraus, der ihn erschreckte.

Als die Botin das Bureau Ulrichs betrat, traf sie nur den Kommissar an, der sich sogleich bereit zeigte, ihrem Ersuchen zu entsprechen. Indem er aber noch seine Vorbereitungen traf, rollte ein Wagen vor die Türe, Schritte führten die Treppe herauf, der Assessor trat ins Zimmer. Das Dienstmädchen des Kapellmeisters erkennend, fragte der junge Mann, den Kommissar hastig grüßend, was es gäbe.

Arnhofer teilte es ihm mit.

„Das ist ein seltsames Zusammentreffen,“ erklärte Ulrich erregt. „Ich stand eben im Begriff, mich zu Robers zu begeben. Mein Wagen wartet noch unten. So will ich schnell gehen. Alles weitere später, lieber Kommissar.“

Ohne einen Augenblick zu verlieren, da er fürchtete, die Kranke könnte bald wieder in ihren Zustand völliger Vernehmungsunfähigkeit zurückfallen, eilte er die Treppe hinab, sprang in den Wagen und ließ sich zur Villa fahren. Der Hofkapellmeister trat ihm mit langsamen, schlotternden Schritten entgegen.

„Ich weiß nicht, worum es sich handelt, Herr Assessor,“ entschuldigte er die Aufforderung. „Mein armes Weib besteht darauf — vielleicht ist es nur eine Marotte von ihr, dann bitte ich im voraus um Verzeihung.“

Teilnahmsvoll drückte ihm Ulrich die Hand.

„Ich weiß, was es ist,“ erwiderte er ernst. „Es ist keine Marotte, Herr Hofkapellmeister, ich kehre eben von einer zweiten Reise zurück und wollte gerade bei Ihnen vorsprechen, als ihre Botin mir zu Gesicht kam.“

Wohlwütigen Herzens folgte er dem Hausherrn in das Krankenzimmer.

Der Assessor trat auf leisen Sohlen an das Bett. Fremdelt starrte sie ihn an.

„Es ist Herr Assessor Ulrich, der die Untersuchung führt,“ erklärte Robber mit gedämpfter Stimme.

Sie nickte schwach.

„Meine Tochter ist unschuldig,“ waren ihre ersten Worte.

„Ich weiß es, gnädige Frau,“ erwiderte er trostvoll.

„Sie — wissen es?“

„Seit kurzem — ich war in Oppeln,“ verfehte er leise. Sie warf einen Blick des Entsetzens auf ihn.

„Ja — ich weiß, wer jener Böllnitz war. — Beruhigen Sie sich, ich bin weit entfernt, auf die alte Sache eingehen zu wollen. Sie brauchen mir nichts über die Bergangeheit zu sagen, sondern nur über das Jetzt. Sie haben gebüßt genug und das Urteil mag Gott sprechen.“

Die Kranke lauschte aufmerksam den Worten des Assessors. „Nein, nein,“ widersprach sie heftig, „so soll es nicht sein. Ich will mein Gewissen entlasten — ich habe die furchtbare Last lange genug mit mir herumgetragen — ich will reden, ich will.“

Der Assessor deutete mit einer stummen Geste auf ihren Gatten.

„Gerade er soll es eben erfahren,“ hauchte sie mit der rührenden Fassung einer Dulderin. „Ich habe ihn betrogen — Egbert, ich habe dich betrogen — aber Gott weiß es, was ich die Jahre über gelitten, gekämpft, gerungen! Meine Krankheit war — meine Schuld!“

„Von was für einer Schuld sprichst du nur?“ rief der Kapellmeister zitternd.

„Von der Ermordung meines ersten —“

„Um Gotteswillen, Martha, du rasest — du — eine, du bist nicht —“

„Seine Mörderin? Ich bin es, Egbert, ich habe dich betrogen, als ich dir erklärte, daß ich schuldlos sei. Ich betrog das Gericht, als ich meine Unschuld beteuerte.“

Mit einem unartikulierten Gestöhn brach Robber in einem Sessel zusammen. Sein Gesicht sank in seine Hände, ein unterdrücktes Schluchzen drang aus seinem Munde. Das Bild seines Lebens war dahin, zerrinnend mit diesen wenigen Worten, verloren auf immer! Das Weib, das er auf den Händen getragen, das er geliebt wie selten ein Mann eine Frau, dessen Wink ihm Befehl war, dem er vertraut und geglaubt wie einer Heiligen — dieses Weib eine Mörderin, eine Verworfenen! Widerfuhr je einem Gatten und Vater, der die Gefährtin seines Lebens wie einen Engel gefeiert und verehrt, eine gräßlichere Enttäuschung?

Martha blickte nach ihm hin, unendliches Erbarmen in den Zügen.

„Du armer, unglücklicher Mann,“ hauchte sie leise. „Aber ich muß — Ja muß gerettet, mein Gewissen befreit werden, denn ich stehe bald, bald vor Gott. O Egbert, wie schwer hat dies Bekenntnis mich gedrückt — hundertmal in all den Jahren schwebte es auf meinen Lippen. Ich fand nicht die Kraft in mir dazu, ich fürchtete, dich unglücklich zu machen; nun ist mir leichter, freier ums Herz — viel leichter.“

„Aber Sie haben dem ersten Geständnis noch ein zweites, ebenso furchtbares hinzuzufügen,“ mahnte mit erstem Mitleid der Assessor. „Der Fluch der bösen Tat hat sich an Ihnen erfüllt.“

„Gott hat mich davor bewahrt,“ rief die Kranke mit gefalteten Händen.

„Wie — Sie sind nicht —“

„Ich bin nicht die Mörderin von Böllnitz, wenn ich auch im Begriffe stand, es zu werden.“

„Erlären Sie mir —“

Die Kranke winkte ihm zu schweigen. „Meine Kräfte sind mir karg zugemessen, mein Herr. Lassen Sie Ja holen, sie mag an meiner Stelle sprechen. Sie weiß alles, bis auf — bis auf die Tatsache des Mordes meines Gatten. Davon soll sie nichts erfahren, wollen Sie mir diese Bitte erfüllen?“

„Gewiß will ich,“ entgegnete Ulrich mit einem Blicke inniger Teilnahme auf den armen Künstler. „Ich selbst will sie hierherbringen, wenn ich auch nicht verstehe —“

Ohne seinen Satz zu beendigen, eilte er hinweg, dem Verlangen der Kranken zu willfahren. Im Fluge stieg er die Treppe hinab, ihm war als ob er träume. Welch seltsame, rätselhafte Verwicklung! Auch Martha Robber stellte die Täterschaft in Abrede und daß sie die Wahrheit sprach, bewies ihr anderes, ebenso inhaltsvolles, entfehlendes Geständnis! Warum sollte sie das eine bekennen, um das andere zu leugnen? Auch liegt man nicht im Angesicht des Todes, und auf ihrem Antlitze stand geschrieben, daß ihr nur noch eine kurze Zeit irdischen Daseins zugehörte!

Während der Assessor durch die Straßen mehr flog als schritt, verharrte Robber, ohne eine Bewegung auf seinem Blase. Sein Weib rief leise, dann immer lauter seinen Namen — er antwortete nicht.

„Egbert,“ tönte es da schmerz erfüllt, gramvoll aus den Rissen, „du weißt, daß ich bald von dir gehe — kannst du mir nicht verzeihen?“

Nur ein Seufzer kam von seinen Lippen.

Die arme Kranke raffte all ihre Kraft zusammen, sie richtete sich im Bett auf, kniete nieder und streckte ihm flehend die abgekehrten Arme entgegen.

„Egbert — teurer, einzig geliebter Mann, willst du mich ohne deine Verzeihung von dir aeben lassen? O

breitend, hat sich in der letzten Zeit...
 die Verbreitung des Scharlachs viel weniger in Frage kommen, als man dachte. Er kannte die Beobachtung machen, daß auf eine ganze Anzahl von Kindern, die die Betten Scharlachfranker im Stadium des Ausschuppens benutzten, die Krankheit nicht übertragen wurde. Was einsichtsvolle Ärzte in Deutschland schon jetzt tun, daß sie nämlich neben allen anderen Vorsichtsmaßnahmen auf eine Desinfektion des Mundes, Rachens und Schlundes achten, empfiehlt auch Lemoine. Bei kleinen Kindern, die noch nicht gurgeln können, soll man regelmäßig die bezeichneten Partien mit einer Desinfektionslösung ausspritzen, Maßregeln, die auch gleichzeitig zur Vorbeugung bei Gefunden dienen. Die Entzündung der Mandelgegend bei Scharlach scheint für die Nichtigkeit der Lemoineschen Ansicht zu sprechen.

Für die Küche.

Gelees in der Krankenküche. In der Haushaltung spielen die Gelees seit langen eine große Rolle, z. B. unter dem Namen „Aspic“, der eine Fleischgelee als Garnierung der kalten Entrees aus Fleisch, Geflügel bezeichnet. Aspic ist für die kalten Speisen, was für die warmen die Sauce ist. Man sucht ihm deshalb auch den Charakter der Hauptspeise zu geben. Besonders beliebt in der gutbürgerlichen Küche ist der Bratenjus: Man mischt Bratenjus unter die doppelte Menge von Fleischgelee und läßt das Ganze erstarren. Gelee wird ferner der mit Zucker eingedickte Saft von Früchten, z. B. Kirchen, Erdbeeren, Johannisbeeren genannt. Auch die Marmelade ist eine geleeartige Zubereitung aus Früchten. In Küchen gegossen kommt sie als Konfekt in den Handel. Für den Kranken bilden die Geleespeisen eine angenehme Abwechslung, zugleich aber auch eine nahrhafte und erquickende Kost. Dr. Sternberg weist in der Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie auf die Vorzüge der Geleespeisen in der Krankenküche hin. Sie finden neuerdings sogar als Heilmittel Verwendung. Die Absicht, den Kranken größere Mengen von Gelees zu verabreichen, scheitert gewöhnlich an ihrer langwierigen Herstellung. Wird zu viel Gelatine zugefügt, dann schmecken die Speisen nach Leim. Für die Krankenküche, wo sie nebenbei noch als durststillendes Mittel Verwendung finden sollen, kommt es außerdem darauf an, die Temperatur des Erstarrens der Gelatine möglichst in die Höhe zu treiben, damit die Speisen auf dem Tisch nicht zu leicht schmelzen. Ferner wichtig ist es, zu wissen, daß auch der Salzgehalt einer Gelatinelösung Einfluß auf ihr Gerinnen hat; salzarme Lösungen gerinnen schlechter als salzreiche. Brat hat, um einen Ersatz zu schaffen, ein weißliches Pulver erfunden, das er Gluton nennt. Es soll den flüssigen Nahrungsmitteln hinzugefügt werden, ohne daß dadurch ihr Geschmack beeinträchtigt wird. Mit Hilfe dieses Pulvers können unter Zusatz von Zucker, Zitronat und anderen Fruchtstoffen Limonaden hergestellt werden, die eine erfrischende und durststillende Wirkung haben. Das Gluton hat aber einen sehr großen Nachteil: es verbreitet einen höchst unangenehmen Geruch, der den Speisen und Getränken anhaftet. Nach den Erfahrungen, die man in der Krankenküche gemacht hat, sollte man nicht zu künstlichen Nahrungsmitteln seine Zuflucht nehmen, sondern den Kranken stets natürliche Nahrungsmittel reichen.

Allerlei.

Eine ungewöhnliche akrobatische Leistung. Eine seltsame Wette hat ein Mann, der sich Max Duffel aus München nennt, in Newyork gewonnen. Er ist nämlich sämtliche 910 Stufen des Washington-Monuments auf den Händen hinabgegangen, und zwar hat er diese Leistung in 59 Minuten 30 Sekunden vollbracht. Der Wette zufolge, die um 2000 M. ging, mußte er in einer Stunde unten sein. Er trug kein Sportkostüm, sondern einen gewöhnlichen Anzug, nur den Heberzieher legte er ab, bevor er an seine Aufgabe ging. Die ersten vier Treppen legte er ab, bevor er an seine Aufgabe ging. Die ersten vier Treppen legte er mit der Schnelligkeit eines Fußgängers zurück. Als er 110 Fuß gemacht hatte, ließ er sich den Hut abnehmen, nach weiteren 40 Fuß konnte er auch Kragen und Halsbinde nicht mehr aushalten. Auf der Hälfte des Weges, als er 260 Fuß abgemacht hatte, ging es schon recht langsam, und er mußte eine Ruhepause einlegen lassen, während er die Füße an die Wand lehnte. Von da ab mußte er sehr häufig Kognak zu sich nehmen. Als er nur noch 50 Fuß zu gehen hatte, war er fast ohnmächtig, das Hochrufen des Publikums und eine gewaltige Dosis Kognak stimulierten ihn aber zu einer erneuten Kraftanstrengung. Gerade als er die letzte Stufe verlassen hatte, sank er ohnmächtig hin. Nach kurzer Zeit erhobte er sich in-

breitend, hat sich in der letzten Zeit...
 dessen, und, abgesehen von seinen Vorgelerten, scheint er keine großen Folgen davongetragen zu haben.

Ueber das Tanzen. Die herannahende Ballaison hat einen Mitarbeiter des Luxemburgischen Sonntagsblattes zur Erbauung, Unterhaltung und Belehrung für das katholische Volk zu einem ebenso erbauenden wie unterhaltenden und belehrenden Aufsatz über das Tanzen veranlaßt. Er lautet: Ist das Tanzen eine Sünde? — Das Tanzen und Springen ist an sich weder gut noch böse. — Warum steht denn in der Heiligen Schrift: „Mit einer Tänzerin pflege keinen Umgang?“ — Weil dieser vertraute Umgang sündhaft ist. — Wie kann denn freundschaftlicher Umgang sündhaft sein? — Er entsaft die Sinnenslust, wie wenn man Öl ins Feuer gießt; ohne diese Sinnenslust hätte ja das Tanzen auch gar keinen Reiz. — Ist diese Sinnenslust denn nicht erlaubt? — In Sodom und Gomorra magst du Nachfrage halten. — Welche Umstände machen das Tanzen besonders gefährlich? — Weil nur junge Leute zu tanzen pflegen, die ohnehin Mühe genug haben, die Keuschheit zu bewahren. — Und was noch? — Weil man erst zu tanzen anfängt, nachdem man halb betrunken ist. — Und weiter? — Weil es gewöhnlich nur bei Nacht geschieht. — Und ferner? — Weil die Musik und die Kreisbewegung einem auch nach den Kopf verdrängen. — Weiter nichts? — Das sagt man nicht gern. — Ich möchte es demnach wissen. — Weil beim Tanzwirt alle Schwermünder der Umgegend zusammen kommen. Kann es unter solchen Umständen ohne Sünde hergehen? — Das ist rein unmöglich. — Darf ein ehelicher Wert das dulden? — Er ist an allen Sünden mitschuldig: „Wehe dem Menschen, durch den Vergernis kommt!“ — Wenn er denn ein gutes Geschäft macht? — So ist es eben ein Judasgeschäft. — Ist das Tanzen eine Ehre und Empfehlung? — Ich wüßte nicht; der Name „Tänzerin“ war von jeher der größte Schimpf, den man einem Mädchen ins Gesicht schleudern kann. — Warum das? — Weil dieses Wort so viel bedeutet als feile Dirne und schamloses Frauenzimmer. — Können denn nicht mal zwei eheliche Leute zusammen tanzen? — Der Erdboden ist gut und der Regen ist gut; wenn aber beide zusammentreffen, dann gibt es Kot. Und wo Stroß zum Feuer kommt, da gibt es eine gewaltige Flamme. — Was für Leute führen ihre Töchter auf den Tanzboden? — Die sie gern ohne Mitgift verheiraten möchten, weil sie kein Vermögen haben und dazu noch bis über die Ohren verschuldet sind. — Erreichen sie damit ihren Zweck? — Im Gegenteil; denn niemand hegehrt eine Tänzerin zur Hausfrau, auch der Verkommenste nicht. — Liegt hierin das größte Unglück, daß solche Frauenzimmer nicht an den Mann kommen? — Das größte Elend bezeichnen die Kirchenväter mit den Worten: Wo getanzt wird, da ist Trauer der Engel und Frohoden der Teufel; man kann nicht hienieden tanzen und springen und auch einst dort die ewigen Freuden genießen; denn der Herr hat gesagt: Wehe euch, die ihr jetzt lachet, denn ihr werdet trauern und weinen.

Aus den Wigblättern.

„Mf.“
 Vom Garbeforsp.
 Auch Kessel kommt nicht bleiben,
 Und mancher stöhnt nun im Heer:
 „Das ist ein Kesseltreiben!
 So sah man's nimmermehr!“

Die Spione. In Brüssel lebt ein größerer Kreis internationaler Spione. Aber nicht mehr für lange. Wie wir hören, wird man ihnen im Gauger Belisriedenspalast eine aufs eleganteste eingerichtete Etage zur Verfügung stellen.

Der Bürgermeister. In Rudolstadt hat ein Staatsanwalt Aussicht, zum Bürgermeister ernannt zu werden. Den hätte sich das Städtchen Siebenlehn nicht entgehen lassen sollen.

Aus Portugal wird uns telegraphisch: Hier soll nächstens ein König und ein Ministerpräsident ins Ausland versandt werden. Und zwar Franco.

Im Vorderhaus. „Was, Sie wollen sich über mein Quam beschwer'n, Sie Nüchgebändlerin, Sie?“

Land- und Seestudien von Karl Böttcher.

Die Worte erstarben auf ihren Lippen. Ihre Kraft war nur Krampf, ein unnatürliches Zusammenrücken aller Energie, eine ungeheure Anstrengung des Willens. Sie schwand im Nu und machte einer ihr an Intensität gleichkommenden Schwäche Platz. Ein Köchel entrang sich ihr, sie suchte sie mit den Händen in der Luft, vom Schwindel erfasst, brach sie zusammen und wäre vom Bett herabgefielen, wenn nicht Mober in demselben Augenblicke aufgesprungen wäre, sie mit seinen Armen gepackt und aufgehoben hätte.

„Mein Weib, meine Marta,“ rief der bedauernswerte Mann in überfließender Liebe und Bärtlichkeit. „Komm zu dir, komm zu dir, ich verberge dir ja! Alles, alles! Mein Herz, mein Lieb, um meinetwillen hast du gelitten, hast du auf dich genommen, die schwerste Bürde, die ein Weib tragen kann! Konntest du dafür, daß sie zu schwer für dich war? O Marta, mein Lieb —“

Er bedeckte ihr Haupt mit leidenschaftlichen Küssen. Ihre Lider hoben sich wieder, sie erkannte ihn und ein Strahl der Freude verklärte ihre Züge.
(Fortsetzung folgt.)

Die Erziehung des Mannes zum Vater.

Briefe über Erziehung an eine Arbeiterfrau.

Herr Starck fühlte wirklich stolzes Vaterglück, als ihm der erste Sohn geboren wurde. Aber es hat immerhin eine lange Weile gedauert, bis er sich entschloß, das lebendige Wickelkind einmal auf seine Arme zu nehmen. Und dabei kam er sich geradezu wie ein Held vor, der beherzt in die Gefahr hineinspringt, nachdem er eingesehen hat, daß er sie nicht umgehen kann. Aber das war auch eine Gefahr, vor der ein Männerherz beben darf: nämlich die Gefahr durch lächerliches Ungeschick mit dem Kinde sich vor seiner Frau zu blamieren. Und das Schicksal ereilte ihn wirklich! Er war völlig ratlos, was er mit dem beweglichen Bündel anfangen sollte. Erst drückte er das Kind so krampfhaft fest, daß die Mutter entsetzt aufschrie: so müsse es ja erstickend! Dann hielt er es so zaghaft in zitternden Händen, daß das kleine Köpfchen beinahe herausgeglitten wäre. Und als er endlich Sicherheit und Mut genug gewonnen hatte, sich das kleine Wesen einmal andächtig zu betrachten, da fing es jämmerlich an zu schreien. Dieses härtige Gesicht war ihm fremd, die Stimme nicht vertraut, so zeigte es unverborgenen sein Unlustgefühl vor dieser fremden Erscheinung. Es hatte bisher Tag für Tag immer nur dasselbe lächelnde Gesicht der Mutter gesehen, dieselbe kosende Stimme gehört, immer von derselben freundlichen Gestalt alle Wohlthaten seines jungen Lebens, Nahrung, Reinlichkeit, Wärme empfangen. Es wußte noch nichts von Vater und von Mutter, aber das eine Wesen, der Vater, war ihm fremd, und das andere Wesen, die Mutter, war ihm vertraut. So fühlte es beim Anblick des einen Unlust und beim Anblick des andern Lust. Es beruhigte sich sehr bald wieder, als die Mutter es auf ihre Arme nahm und ihm freundlich zusprach.

Herr Starck hatte an dieser Erfahrung für lange Zeit genug. „Wie kann man dieses leichtverlethliche Geschöpf anfassen mit seinen kräftigen Männerhänden? Man ist ja in ständiger Aufregung und Furcht und wird obendrein noch ausgelacht. Nein, die kleinen Kinder sind eben nichts für Männer, die sind bloß für die Frauen.“ Und Herr Starck geht fortan in noch größerem Bogen um das Kind herum, läßt sich von seiner Frau über es erzählen und wartet auf die Zeit, wo der Kleine ein „verständiger“ Junge sein wird, mit dem man doch etwas anfangen könne.

Liebe Genossin, habe ich wirklich Unrecht, wenn ich behaupte, daß für unzählige Kinder der Vater auf Jahre hinaus nichts weiter ist als ein fremder Mann? Aber, wenn ich nun weiter behaupte, daß an diesem unnatürlichen Zustande in vielen, ja vielleicht in den meisten Fällen die Mütter schuld sind, dann geben Sie mir doch sicherlich nicht mehr Recht? Und ich behaupte es doch. Ich will es Ihnen an der Frau Starck mal nachweisen. Die hat natürlich geschmolzt und es übel bemerkt, wie der Vater zuerst dem Kinde immer so auswich. „Du tust

ja gerade, als ob du gar kein Gefühl für das Wärmchen hättest!“ Aber als dann die Annäherung des Vaters an sein Kind so schmächtig mißglückte, als der Instinkt des Kindes nach ihr verlangte und den Vater abwehrte — ach, da war die gute Frau Starck doch ungeheuer stolz und glücklich. „Ja die Mutter! Ach nur die Mutter!“ hat sie triumphierend ausgerufen. Und wie hat sie den armen ungeschickten Mann verspottet! „Dazu seid ihr Männer eben zu dummi, das ist unsere Sache!“ Und sie hat fortan mit wahrer Eifersucht darüber gewacht, daß das nicht anders wurde.

Aber es hätte anders werden können. Es hätte so werden können, daß ihr Mann genau so interessiert wie sie der körperlichen Entwicklung und dem geistigen Erwachen des Kindes gefolgt wäre. Daß er genau so geschickt in körperlichen Hilfeleistungen an dem Kinde geworden wäre. Daß er gern manchmal Nachts für das Kind aufgestanden wäre. Daß er überhaupt das blödsinnige Männervorurteil, als ob kleine Kinder nur die Angelegenheit der Mutter wären, vollkommen vergessen hätte bei systematischer Pflege seines Vatergefühls. Statt dessen sieht ihr Mann nun vor seinem eigenen Kinde wie vor einem Rätsel, vor einer fremden Welt, vor einer ungeheuren Schwierigkeit, vor einem lästigen Eindringling.

Die Frau Starck hat es ein für allemal versäumt, ihren Mann zum Vater ihres Kindes zu erziehen. Er wird nie den Vorsprung wieder einholen können, den die Mutter in den Gefühlen des Kindes hat. Wäre das Kind ein Mädchen, so würde die Entfremdung zwischen ihm und dem Vater noch empfindlicher sein. Da es ein Junge, hat der Vater mehr Interesse für ihn und es kommt einmal eine Zeit, wo er wie Mann zu Mann sich ihm gegenüber fühlt. Aber auch die bringt keinen Ausgleich; die Mutter hat eben den weitaus größeren Anteil an dem Kinde.

Dieses „hängen an der Mutter“ ist deren ganzes Glück; ihre Trost, ihre Entschädigung, ihr Stolz, ihr Lohn. Aber es ist auch ihre Schuld. Sie verkürzt den Kindern den ohnehin spärlichen Anteil am Vater. Sie sollte alles anbieten, um dem Vater von den ersten Tagen seiner Kinder an sie ihm vertraut, interessant, lieb zu machen. Nur durch das tägliche Betrachten, Berühren, Besorgen, Bedenken wächst die Vaterliebe wie die Mutterliebe. Und sie sollte alles vermeiden, was den Vater auch noch in den wenigen Stunden des Zusammenseins von seinem Kinde verschrecken könnte. Er ist schon genug benachteiligt, daß er sich seiner Kinder nur Abends und des Sonntags freuen kann. Er darf nicht noch dadurch benachteiligt werden, daß die Mutter selber ihn beiseite drängt.

Liebe Genossin, Sie fürchten, die Männer wollten gar nichts von ihren kleinen Kindern wissen? Dann müssen sie uns so energischer und — liebevoller zu Vätern erzogen werden!

Gesundheit ist Courage.

Im Interesse einer wahren Hygiene muß noch einmal energig Front gemacht werden gegen die lächerliche übertriebene Vangemacherei, welche von den Geschäftel-, Gastel- und Wichtigmachern der Hygiene ausgeht und immer wieder weite Kreise der Bevölkerung und der Geschäftsleute ganz unnötigermaßen in Alarm versetzt. So hat ein Herr Ratow in der „Gesundheit“ mit einer solchen Hafensüherei: „Verunreinigung der Lebensmittel mit Straßentaub“ den Obstfreunden in die Suppe und den armen Lebensmittelverkäufern ins Gesicht gespuht und leider haben auch große, ernste Zeitungen der Leistung ihre Spalten geöffnet. Wir wollen nur die wichtigsten Sätze aus diesem Nachwort hier niedriger hängen:

„Da ist vor allem das Obst, das offen in Körben vor und in den Schaufenstern der Handlungen steht, jede mikroskopische Untersuchung solchen Obstes würde geradezu entsetzliche Mengen der allergiftigsten Bazillen ergeben. Man bedenke nur, wieviel Staub innerhalb weniger Stunden sich in den Straßen einer Stadt auf solch einem Obsthaufen ablagert und was dieser Staub an Krankheitskeimen enthält. Das leichte Waschen, dem wir Kirichen, Erdbeeren, Weintrauben unterziehen (mehr können wir nicht tun, ohne die Frucht selbst zu beschädigen) ist keineswegs imstande, diese Keime zu zerstören. Es müßten also alle Waren in Behältern mit Glasbedeln oder durchsichtigen Deckeln von Zelluloid liegen. Um nichts besser sieht es mit den Kuchen und Backwerken in den Konditoreien, mit den Broten beim Bäcker, mit Rauch- und Fleischwaren; in zahlreichen Betrieben ist auch das Ansaufen der Waren

mit der Hand von Seiten der Verkäufer, eine ebenso unappetitliche als gefährliche Unsitte, üblich. Diefelbe Hand, die den Kuchenschnitt, die Backwaren usw. anfacht, nimmt das Geld entgegen, an dem bekanntermaßen ungezählte Keime haften, öffnet und schließt die Türen, kann sich also gar nicht vor Verunreinigung schützen. Vielesach liegen auch die Schaufensterwaren nicht in doppelten, sondern nur in einfachen Schaufenstern, so daß aller Staub aus Läden und Straße auf sie gewirbelt wird. Auf zwei Wegen muß die Abhilfe herbeigeführt werden, so meint der Verfasser des Appells, durch einheitliches Vorgehen der Konsumenten, die höhere Anforderungen in den Läden, wo sie kaufen, stellen und durch Schaffung strenger Gesetze über die Aufbewahrung und den Verkauf genußfertiger Lebensmittel. Es handelt sich um eine Angelegenheit, die in hohem Maße bedeutsam ist für die Gesundheit des ganzen Volkes.“

Wir bemerken dazu: Wenn nur die Hälfte von dem wahr wäre, womit diese Auslassung gedankenlose Leser „fürchtlich“ machen will, gäbe es längst keine Menschen mehr, besonders in den großen Städten. Reinlichkeit ist ja eine ganz hübsche Sache, aber hübsche Sachen kosten immer auch Geld, und bekanntlich wird man von der Reinlichkeit nicht fett, im Gegenteil, das Wort sagt: „Dreck macht faßt, wenn mer's net weiß“ oder „Dreck macht fett“.

Es genügt vollständig, wenn den Lebensmittelgeschäften, welche durch ihre höheren Preise in der Lage sind, peinliche Reinlichkeit zu üben, von der Gesundheitspolizei und den Käusern auf die Finger gesehen wird, daß man auch Reinlichkeit erhält. Dahin mögen dann die Gasenfüße gehen, denen vor jedem Fliegensteck grault. Aber dem gesunden Mann und Jungen auf der Straße, der schon durch seine „dreidige“ Existenz beweist, daß er täglich Millionen Bakterien fröhlich zu verdauen imstande ist, seinen Genuß zu verteuern, dazu liegt nicht die mindeste Veranlassung vor. Man bestreitet nicht, daß es Bakterien gibt, die schlimme Kameraden sind, aber der, den sie am sichersten erwischen — das ist z. B. von der Cholera weltbekannt — ist der „Angstmaier“ und Hofenschwache: So will es die Natur, die solche verpöbte Kreaturen nicht liebt! Der Tapfere, der sein Pulver trocken und den Grundfaß hat: „Wange machen gilt nicht“, kann auf alle Bakterien der Welt husten. Der wahre Feind der Gesundheit ist nicht die Bakterie, sondern die Disposition, und die wahre Hygiene besteht nicht in der Bekämpfung der ersteren, sondern der letzteren, was den Vorteil hat, daß man hierbei die Polizei nicht zu belästigen braucht.

Das vegetarische Kinderhaus in Breslau.

Bekanntlich hat die Stadt Berlin vor circa 9 Jahren ein Vermächtnis des verstorbenen Prof. Baron von 500 000 Mark abgelehnt, weil der Stifter die Summe für ein Kinderhaus verwendet wissen wollte, in dem die Kinder vegetarisch ernährt werden sollten. Die Berliner hielten eine solche Ernährung auf Grund wissenschaftlicher Gutachten für unzureichend. Die Stadt Breslau fürchtete sich weniger vor dem Popanz moderner Ueberwissenschaft und nahm das Vermächtnis an. Sie hat es nicht zu bereuen. Im Verwaltungsbericht heißt es:

„Der von Herrn Dr. Steinik erstattete Bericht über den Gesundheitszustand der Kinder des vegetarischen Kinderheims vermag in jeder Weise die in den ersten 1 1/2 Jahren gewonnenen Erfahrungen zu bestätigen. Abgesehen von der bereits im vorigen Bericht erwähnten auffallend milden Malariaepidemie, waren Infektionskrankheiten in diesem Jahre nicht zu beobachten. Nur ein Kind erkrankte an einem ziemlich schwer einsetzenden Keuchhusten, der aber ohne spezifische Behandlung rasch abheilte. Troßdem eine Abspernung des Kindes aus äußeren Gründen unmöglich durchgeführt werden konnte, blieben die anderen Kinder durchwegs von Keuchhusten verschont. Im übrigen war die Zahl der Malaria der oberen Luftwege in diesem Jahre außerordentlich gering. Selbst in Zeiten, in denen außerhalb der Anstalt Schnupfenmalaria und Bronchitiden stark grassierten, war der Gesundheitszustand der Kinder des vegetarischen Kinderheims vorzüglich. Infolgedessen brauchte auch das Krankenzimmer während des ganzen Jahres nicht in Anspruch genommen zu werden, und eine interne Retardierung irgend welcher Medikamente erwies sich nicht als erforderlich. Die geistige und körperliche Entwicklung der Kinder ging ungestört vor sich. Die regelmäßig ausgeführten Wägungen ergaben in allen Fällen erhebliche Gewichtszunahmen, und zwar dieses Jahr

auch bei den jüngeren Kindern. Die Zunahmen bewegten sich zwischen 1,6 und 6,9 Kilogramm. Die durchschnittliche Zunahme beträgt 3,37 Kilogramm (im vorigen Jahre 2 Kilogramm). Zusammenfassend können wir wiederum feststellen, daß die vegetarische Ernährungsweise, wie sie im Voronschen Kinderheim durchgeführt wird, einen günstigen Einfluß auf die Kinder ausübt. In Anbetracht aber der Verurteilung, die die jährlichen Berichte besonders aus vegetarischen Kreisen erfahren, sei ausdrücklich hervorgehoben, daß wir in der vegetarischen Ernährung keinen positiven Heilfaktor erkennen können. Was sie vor den meisten anderen Ernährungsweisen auszeichnet, ist der Umstand, daß sie es uns durch ihr großes Volumen bei relativer Kalorienarmut leicht macht, jede Ueberernährung zu vermeiden und eine überflüssige Inanspruchnahme der Verdauungsorgane hintanzuhalten.“

Der Berichterstatter will also in der vegetarischen Ernährung der Kinder keinen „positiven Heilfaktor“ erblicken. Der unbefangene Leser seines Berichts muß in ihr aber einen positiven Krankheitsverhüter sehen. Wir denken, schon das ist eine gar nicht genug zu beachtende Empfehlung jener Kost, die sich alle Eltern zum Nutzen ihrer Kinder merken sollten.

Erste Hilfe bei Unglücksfällen.

Von C. Keller.

Wir haben die Pflicht, unseren Mitmenschen in Not und Gefahr beizustehen. Auch wenn das Leben nicht direkt in Frage steht, soll man bei einem Unglücksfall sofort zum Arzt schicken und, bis dieser kommt, dem Verunglückten die erste Hilfe angedeihen lassen. In manchen Fällen müssen Wiederbelebungsversuche angestellt werden. Damit aber die erste Hilfe zweckdienlich ist und nicht etwa den Verunglückten schädigt oder unnötig quält, ist mancherlei zu beachten, worüber das folgende eine kleine Anleitung geben soll.

Vergiftete. Ein sehr gutes und auch ziemlich bekanntes Gegenmittel bei fast allen innerlichen Vergiftungen ist Milch, die kalt wie warm gegeben werden kann. In allen Fällen innerlicher Vergiftung hat man auf das Brechgen hinzuwirken. Der Vergiftete ist, solange nicht alle Gefahr beseitigt ist, am Einchlafen zu verhindern. Ist die Art des in den Magen gelangten Giftes bekannt, so beachte man folgendes: Bei Vergiftung durch eine Giftpflanze gebe man Tee oder starken Kaffee, mache kalte, wenn möglich eiskalte Umschläge und lege Senfteige auf den Magen und die Waden. Ist die Ursache der Vergiftung eine Säure, so sind Alkalien, wie Soda, doppeltkohlensaures Natron, Kalkwasser, Magnesia u. dergl. mehr wirksame Gegenmittel. Bei Vergiftung durch den Genuß von Mollusken (Lauge usw.) wende man eingemachte saure Früchte, Essig, Zitronensäure u. dergl. an. Solmiatgeist oder Umschläge mit Essigwasser, das Auflegen von Lehm oder feuchter Erde sind gute Mittel gegen Insektenstiche. Ist jemand von einem tollen Hunde oder von einer giftigen Schlange gebissen, so vergrößere man die Wundwunde, sauge sie aus und bringe sie zum Bluten. Das austretende Blut wasche man unter Anwendung reinen Wassers, das öfter erneuert werden muß und eines reinen Schwammes, der gewechselt oder ab und zu ausgewaschen werden muß, ab. Der die Wundwunde Ausaugende muß vollständig reine, heile und gesunde Lippen haben. Oberhalb der Wundwunde ist das betreffende Glied abzubinden. Man gebe dem Patienten geistige Getränke, als Cognat, Rotwein u. dergl.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Die Eingangspforte des Scharlachreggers in den Körper. Daß das Scharlachfieber ebenso wie eine ganze Anzahl anderer Infektionskrankheiten durch einen besonderen Mikroorganismus, der in irgend einer Weise in den Körper eindringt, verursacht wird, dürfte wohl allgemein anerkannt sein. Leider aber ist uns ein solcher noch nicht bekannt geworden, und auch über seine Eintrittsstelle in den Körper herrschen noch verschiedene Ansichten. Sehr beachtenswert sind in dieser Beziehung die Ausführungen von Dr. L e m o i n e in dem „Bulletin medical“, daß die hinteren Halspartien als solche beschuldigt werden müssen, daß somit die Hautschuppchen, die man früher als anstehend ansah, für die